

Insel Verlag

Leseprobe



Bjørnstad, Ketil
Die Frau im Tal

Roman
Aus dem Norwegischen von Lothar Schneider

© Insel Verlag
978-3-458-17477-6



Ketil Bjørnstad Die Frau im Tal

Roman

*Aus dem Norwegischen von
Lothar Schneider*

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Damen i dalen bei Aschehoug & Co., Oslo
© 2009 H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), Oslo

© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2010

ISBN 978-3-458-17477-6

I 2 3 4 5 6 - 15 14 13 12 11 10

Für Fanny

*Die Frau im Tal wohnt bei einem Berg
und schaut dich jeden Abend von weitem an.
Du liebst eine Flüchtende
mit vielen Gesichtern.
Sie ist wie du unterwegs
zu einem Tal, bei einem Berg.*

Ole Paus, »Garman«

Don't you get sensitive on me.

Joni Mitchell, »The Hissing of Summer Lawns«

1. Teil

Die Sekunden davor

»Versuch dich noch mal zu erinnern.«

»Erinnern woran?«

»Was hast du gefühlt.«

»Ich war im Wasser. Die Strömung riß mich mit, und ich ruderte mit den Armen. Sie war viel stärker, als ich gedacht hatte.«

»Hat es dich erschreckt?«

»Ja, obwohl ich vorbereitet war. Ich hatte auf einem Stein gesessen und stundenlang geraucht und nachgedacht.«

»Du hast das Für und Wider erwogen?«

»Ja.«

»Und dann hast du dich entschlossen?«

»Ich wußte, daß es darauf ankam, mich weich und willenlos zu machen, mich zu konzentrieren, der Aufprall auf den Steinen würde ohnehin hart genug sein.«

»Du warst dir sicher, daß du ertrinken würdest?«

»Ich dachte, daß ich mich vielleicht an den scharfkantigen Steinen tödlich verletze. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß das Wasser so kalt war. Die Überraschung dauerte nur einen Augenblick. Der Wille war in dem Moment stärker als die Angst. Ich wollte dasselbe fühlen, was Marianne gefühlt haben mußte. Daß die Entscheidung gefallen war, daß sie die Kontrolle hatte, daß sie durchführen konnte, was sie sich vorgenommen hatte.«

»Dachtest du an deine Mutter?«

»Nicht in dem Moment. Das ist so lange her.«

»Aber es war der gleiche Fluß?«

»Ja. Ein beinahe vertrautes Gefühl. Deshalb wollte ich nicht aufgeben. Ich wollte es hinter mich bringen. Ich erinnere mich, daß ich mit der Strömung dahinschoß und mich darauf vorbereitete, auf den Felsblock zu prallen, der in all den Jahren dagelegen und nur auf mich gewartet hatte.«

»Wirklich?«

»Ein spitzer Stein verletzte mich, aber nicht ernsthaft. Da konzentrierte ich mich noch mehr. Mein einziger Gedanke war, es zu schaffen, es mußte mir gelingen, so wie es Marianne gelungen war, wie es Anja gelungen war, auch wenn Marianne nie zugab, daß Anja Selbstmord begangen hatte.«

»Wir wollen jetzt nicht über Anja reden.«

»Das kalte Wasser lähmte die Muskeln und machte mich gefühllos. Aber ich hatte keine Angst. Nicht in dem Moment. Ich stellte mir vor, daß ich mit allem, was ich tat, ihnen näher kommen würde.«

»Deshalb wähltest du den Fluß?«

»Ich weiß nicht, warum ich den Fluß wählte. Ist das wichtig? Hast du eine Kartei, um die Menschen in Gruppen einzuteilen? Die, die sich aufhängen? Die, die sich die Pulsadern aufschneiden? Die, die aus dem Fenster springen?«

»Verzeihung. Ich versuche mich einzufühlen.«

»In den Strudeln weiter flußabwärts ging es plötzlich schneller.«

»Bekamst du Angst?«

»Nein, ich wurde wütend. Gleichzeitig war es plötzlich ernst, wie vor einem großen Konzert. Die Angst, zu versagen, verletzt zu werden, vielleicht verkrüppelt. Ich war feige.«

»Nenne es, wie du willst.«

»Ich versuchte, mit dem Kopf voraus zu schwimmen, trieb aber quer dahin und knallte gegen einen Stein, daß mir die Luft wegblieb. Ich öffnete den Mund und schnappte nach Luft ... Aber da war nur Wasser.«

»Darauf warst du nicht gefaßt?«

»Nein, nicht darauf, keine Luft zu bekommen, sondern nur Wasser. Ich konnte nicht einmal husten. Ein Gefühl, als würde der Kopf zu brennen anfangen.«

»Aber du hattest nach wie vor den festen Willen, das zu tun, was du dir vorgenommen hattest?«

»Nein. Jetzt hatte ich plötzlich das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Alles wurde ernster, als ich mir das vorgestellt hatte. Ich erinnere mich an das Gefühl, zu sinken. Gleichzeitig füllten sich die Gehörgänge mit einem kreischenden Laut.«

»Du bereuest dein Vorhaben?«

»Es war, als würde jemand eine Stahlplatte durch mein Gehirn ziehen. Da begriff ich, daß mich nur Sekunden vom Tod trennten.«

»Wie fühltest du dich da?«

»Einsam. Meine Augen waren weit geöffnet, und ich starrte leer ins Wasser.«

»Du erkanntest, daß dein Ende nahe war?«

»Ja. Das machte mich panisch. Noch nie hatte ich mich so lebendig gefühlt.«

»Was hast du da gemacht?«

»Ich konzentrierte mich darauf, bewußtlos zu werden. Ich sank weiter, obwohl ich das nicht wollte. Da merkte ich zum erstenmal ein Sausen. Ein großes, unheimliches Geräusch, das den Laut der Stahlplatten übertönte. Auf einmal wurde alles sehr langsam. Als würden sowohl die Gedanken als auch die Gefühle aufhören.«

»Und dann?«

»Die Welt verstummte. Sie verschwand über mir. Was blieb, war eine fürchterliche, ohrenbetäubende Ruhe.«

»Du warst im Schock.«

»War ich das? Ich erinnere mich nur, daß ich den Grund des Flusses erreichte, daß ich mich in etwas befand, das weder Tod noch Leben war.«

»Was war es dann?«

»Ein Wartezimmer.«

»Ein Wartezimmer?«

»Ein Wartezimmer, in dem ich lag, ohne einen Körperteil bewegen zu können. Nicht einmal die Finger. Ich lag da wie ein Toter, war aber noch am Leben.«

»Und das Licht?«

»Da war kein Licht. Das ist totaler Unsinn, daß behauptet wird, wenn man stirbt, sei viel Licht.«

»Du erinnerst dich so genau?«

»Ja, es war dunkel. Ganz schwarz. Ein Gefühl, als hätte mich das Wasser im Gehirn eingesperrt, als würde der Tod den Körper Stück für Stück erobern, von den Fingern und Zehen durch die Adern bis direkt zum Herzen.«

»Was geschah dann?«

»Ich spürte einen unerwarteten, stechenden Schmerz. Nicht von einem Stein. In meinem Mund war etwas Spitzes, das sich hineingebohrt hatte. Das tat fürchterlich weh.«

»Du hast nicht begriffen, daß das das Leben selbst war?«

»Ich spürte plötzlich die Schnur. Erst *da* wurde mir klar, daß mich jemand geangelt hatte, daß irgendein Idiot dabei war, mich aus dem Wasser zu ziehen.«

»Du warst wütend?«

»Ja. Denn ich wollte doch nur zu *ihnen*.«

Ein Freund in der Not

Drei Tage vorher:

Er steigt zu mir in den Krankenwagen. Er legt die Angelrute und alle Blinker auf den Boden. Er ist groß und blaß und viel zu dünn und raucht ständig selbstgedrehte Zigaretten. Er heißt Gabriel Holst. Das sagt er jedenfalls zum Fahrer des Krankenwagens, der ihn lobt, weil es ihm so schnell gelang, das Wasser aus meinen Lungen zu pressen. Er antwortet, daß er sich mit erster Hilfe auskennt. Er ist von der bedächtigen Art. Er redet langsam. Nickt langsam. Ich liege auf der Tragbahre und starre verwirrt zu ihm hinauf.

»Ich kenne deine Schwester«, sagt er.

»Woher weißt du das?« sage ich.

»Cathrine Vinding, richtig? Sie ist die Schwester von Aksel. Bist du nicht Aksel Vinding?«

»Doch. Was weißt du von mir?«

»Ich war in deinem Debütkonzert.«

»Wirklich?«

»Nicht soviel mit ihm reden«, sagt der Notarzt, der meinen Puls kontrolliert. »Er ist im Schock.«

»Immer mit der Ruhe«, sagt Gabriel Holst und bläst Rauchkringel in die Luft. »Er atmet jetzt. Er atmet morgen. Das kriegen wir hin.«

Der Rettungswagen fährt mit Blaulicht, aber ohne Sirene. Gabriel Holst und der Notarzt sitzen neben mir. Gabriel Holst streicht mir ständig über die Stirn. Das irritiert mich. Ich wende mich ab. Dann fehlt mir die Wärme seiner Hand, und ich schiele hinauf zu ihm.

»Mach jetzt die Augen zu«, sagt er ruhig. »Ruh dich aus.«

Ich gehorche.

»Ihr habt ja keine Ahnung«, sage ich.

»Du bist verzweifelt und wütend. Das ist verständlich. Aber du darfst nicht sterben. Noch nicht. Das ist ein Befehl. Du kannst so wütend werden, wie du willst. Versuch, an etwas anderes zu denken. Hast du schon mal daran gedacht, daß die Musik nur aus zwölf Tönen besteht? Zwölf erbärmlichen Tönen? Das ist alles, was man für Beethovens Neunte Sinfonie braucht oder für ›Stella by Starlight‹.«

»Ich weiß nicht, was du da redest.«

»Noch ein Grund, um zu leben«, sagt er. »Stell dir vor, daß wir neunundzwanzig Buchstaben brauchen, um uns auf norwegisch ausdrücken zu können. Stell dir all das vor, was du nicht weißt. Stell dir vor, daß du in diesem Moment nicht einmal weißt, was du im Takt Hundertdreißig spielen sollst, welchen der zwölf Töne du genau an der Stelle wählen sollst.«

»Das ist erschreckend«, sage ich.

»Es kommt ganz darauf an, welches Stück du spielen willst«, sagt er. »Oder, wenn du Jazzmusiker bist, welche Gefühle und Gedanken du in dem Moment im Kopf hast. Die Zukunft wird es zeigen, also vertrau auf sie.«

Als der Rettungswagen auf das Gelände des Krankenhauses fährt, erkenne ich die Mauern wieder.

»Der Puls ist immer noch schwach«, sagt der Notarzt.

»Es ist nicht lange her, seit ich das letzte Mal hier war«, murmele ich halb bewußtlos.

»Nicht reden«, sagt Gabriel Holst.

Sie wollen mich ins Gebäude rollen. Ein neuer Arzt steht bereit, um zu übernehmen. Er wirkt grau und alt und verbraucht.

»Ich kann selber gehen«, sage ich.

»Du kannst nicht einmal stehen«, sagt der neue Arzt.

»Denk an Charlie Parker«, witzelt Gabriel Holst. Er hat oft zwei Stunden vor dem Konzert langgelegen. Manchmal auch mitten im Konzert!«

»Muß ich *heute abend* ein Konzert geben?«

»Man kann nie wissen. Am besten, man hält sich bereit.«

Ich erkenne das Zimmer wieder, in das man mich rollt. Das kalte, hoffnungslose Licht, die sterilen, grauweißen Wände, das Bild einer Gebirgslandschaft, die traurige Leere.

»Hier ist Anja Skoog gestorben«, sage ich.

»Solche Zimmer gibt es viele in diesem Krankenhaus«, sagt der Arzt.

Sie stechen mit Nadeln, schließen Schläuche an, bringen die Apparate zum Brummen und Pfeifen. Die Augen des Arztes sind ohne Gefühl. Gabriel Holst hat die Hand auf meiner Stirn. Die Finger riechen nach Tabak.

»Ich will gar nicht behaupten, daß du beinahe eine Dummheit gemacht hättest. Du hast deine Freiheit. Aber jetzt bist du hier.«

»Was ist eigentlich passiert?«

»Ich habe dich geangelt.«

»War ich nicht viel zu schwer?«

»Natürlich. Ich hatte ein Zubehör für Süßwasser und eine der besten Glasfiberruten. Die Sehne 0,25 mm dick, der Löffelköder 10 Gramm schwer. Ich hab ihn mitgebracht.«

Er zieht den Blinker aus der Tasche und zeigt ihn mir. Er ist schwarz mit gelben Punkten.

»Willst du ihn haben? Als Erinnerung?«

»Nein danke.«

»Er hat dir das Leben gerettet.«

»Warum ist die Schnur nicht gerissen?«

»Mit dieser Angel könnte ich theoretisch einen Fisch von 20 Kilo herausholen, obwohl sie nur für maximal drei berechnet ist.«

»Ich wiege achtzig Kilo.«

»Aber du hast keinen Widerstand geleistet. Du hast im Wasser gelegen. Du warst bewußtlos.«

»Ich spürte den Schmerz im Mund.«

»Das muß gewesen sein, bevor du die Besinnung verloren hast. Natürlich hatte ich Angst, die Schnur könnte reißen, denn die Strömung war stark. Aber ich zog dich in einen Kolk. Du bewegtest keinen Muskel, deshalb war ich davon überzeugt, daß du tot warst. Kannst du dir vorstellen, wie wenig angenehm es ist, die Leiche eines jungen Mannes herauszuziehen, wenn man eigentlich Bachforellen angeln wollte?«

»Warum warst du in meinem Konzert?«

»Ich wollte Prokofjew kennenlernen. Der Mann muß nicht ganz richtig im Kopf gewesen sein.«

»Du bist auch Musiker?«

Gabriel Holst zuckt die Schultern

»In gewisser Weise. Aber nicht für Konzertsäle. Ich spiele Baß. Liegend. Und wenn wir über ein Instrument mit solchen Formen sprechen, dann sprechen wir von einer Frau.«

»Gib mir jetzt doch diesen Angelhaken«, sage ich.

Eingeschlossen

Es ist ein Tag vergangen. Ein Tag fast ohne Erinnerungen, abgesehen von schweren, zähen Träumen und dem Gefühl, daß zwölf Töne in verschiedenen Farben wie Pingpong-

bälle in meinem Kopf herumspringen. Ich laufe mit einem Schmetterlingsnetz herum, und es gelingt mir nicht, auch nur einen davon zu erwischen.

Er heißt Gudvin Säffle, norwegisch-schwedische Herkunft, verständnisvoll und mit eindringlichem, südschwedischem Akzent. Wir sitzen in seinem Büro. Er reibt sich energisch die Hände. Sie sind trocken, und ich sehe, daß er Nägel kaut. Außerdem ist er unter Zeitdruck. Der ewige Kampf um die Bettenkapazität.

»Wo sollen wir anfangen?«

»Ich bin hier, weil Sie es wollen«, sage ich.

»Bitte jetzt keine unnötigen Schwierigkeiten«, sagt er tonlos. »Du warst beinahe tot. Wenn man bereits Wasser in der Lunge hat, ist es eine Sache von Sekunden. Außerdem war das Wasser des Flusses sehr kalt. Der Mann, der dich herausgezogen hat, erzählte, daß er dich im Wasser gar nicht gesehen hat. Er spürte nur plötzlich einen Ruck an der Angel.«

Ich rolle mit der Zunge über die Wunde und nicke.

»Der Entschluß zu dieser Tat muß viel Energie gekostet haben«, sagt er, während er einen Blick in seine Unterlagen wirft.

»Nicht sehr viel. Ich wollte nur dorthin, wo sie sind.«

»Alles hat eine Erklärung.«

»Komme ich nun heute raus?«

»Du mußt uns etwas darüber erzählen, was du denkst. Es ist unsere verdammte Pflicht als Fachärzte, uns ein Bild davon zu machen, wer unsere Patienten sind.«

»Wer hat gesagt, daß ich Ihr Patient bin?«

»Die, die dich zu mir geschickt haben.«

»Was kann ich erzählen?«

»Etwas, was uns die Möglichkeit gibt, besser einzuschätzen, wie es dir im Moment geht.«

»Marianne hat gesagt, ich würde sie an ›The Only Living Boy In New York‹ erinnern. Damals verstand ich nicht, was sie damit meinte. Aber als sie tot war, verstand ich alles. Sie hat uns beide getötet, aber nur *sie* war tot.«

»Das ist ein gefährlicher Gedanke.«

»Dann eben nicht!«

Ich merke, daß es mir schwerfällt, zu reden. Mein Mund ist trocken. Ich kann nur mit Mühe Konsonanten hervorbringen.

»Ich habe in der Zeitung von deinem Debüt gelesen«, sagt Gudvin Säffle plötzlich. Er windet sich auf seinem Stuhl, fühlt sich offenbar unwohl.

»Tatsächlich?«

»Die Besprechungen sind ausgezeichnet«, sagt er, als würde er mir eine große Neuigkeit mitteilen. »Ich halte mich auf dem laufenden, so gut ich kann. Ich spiele selber. Täglich mindestens eine Dreiviertelstunde. Schumanns Fantasiestück ›Aufschwung‹ ist das Jahresziel. Kein ganz leichtes Stück, nicht wahr?«

Ich nicke. »Schwierig genug. Ein schönes Stück. Aber achten Sie darauf, es nicht zu schnell zu spielen.«

»Ach so?« sagt er und beugt sich über den Tisch. »Ist das wichtig?«

»Besonders, wenn man Schumann spielt«, sage ich. »Spielt man Schumann zu schnell, verschwindet das Unge-stüme. Dann wirkt es nur gequält.«

»Bloß nicht. Aber das klingt plausibel. Hier spreche ich ohne Zweifel mit einem Experten. Gibst du auch Stunden?«

»Nein.«

»Aber ich brauche einen guten Klavierlehrer.«

»Davon gibt es genug. Ich kann Ihnen bei Gelegenheit ein paar Namen nennen.«

»Das wäre schön.«

»Als Gegenleistung müssen Sie mich jetzt rauslassen. Marianne wird am Donnerstag begraben. Bis dahin habe ich noch viel zu erledigen.«

Er nickt. »Wir werden sehen«, sagt er. »Bis zu einem gewissen Punkt kann die Entscheidung für den eigenen Tod eine Privatangelegenheit sein. Aber sobald dich die Ärzte in die Finger kriegen, ist das etwas anderes. Die Gesellschaft will, daß alle so lange wie möglich leben. Der Tod ist zu wichtig, um ihn Privatpersonen zu überlassen.«

»Ich will sowieso nicht sterben«, sage ich.

Gudvin Säffle beugt sich über den Tisch.

»Dann hilf mir, das zu glauben«, sagt er.

Ein Fisch an Land

Die folgenden zwei Tage und Nächte kontrollieren sie mich fast ununterbrochen. Sehen nach mir. Sprechen über mich. Geben mir Beruhigungsmittel. Nur kurzzeitig bin ich allein. Dann liege ich im Bett in meinem Zimmer. Dann sehe ich Marianne, die im Vorratskeller hängt. Dann überkommt mich das Schuldgefühl. Säffle hat recht. Warum habe ich nicht den Strick gewählt? Warum nicht die Rasierklinge? Warum nicht Tabletten? Sie muß sich so sicher gewesen sein, daß das, was sie tat, richtig war. Und ich habe nichts begriffen, saß am Flügel, benebelt von meinem Spiel, besessen von meinem Debüt. Wie lange hat das Kind noch in ihrem Körper gelebt? Ich liege im Bett in meinem Zimmer und höre, daß auf der anderen Seite der Wand jemand schreit.

Ich treffe andere Patienten im Raucherzimmer. Wir sind von Aufsehern umgeben. Sie lassen uns in Frieden. Ich bin jetzt einer von ihnen. Einer von denen, die es gemacht haben. Jedenfalls versucht haben. In einer Ecke sitzt ein junges Mädchen und raucht selbstgedrehte Zigaretten, wie Marianne. Sie trägt ein kurzärmeliges, rosa T-Shirt. An jedem Handgelenk hat sie einen Verband. Aber sie ist noch an anderen Stellen aufgeschürft, am Hals und entlang der Adern am linken Arm. Egal, wohin sie blickt, sie nimmt keinen von uns wahr.

Ein dickes, etwa zwanzigjähriges Mamasöhnchen mit glänzend fettigem Haar, blauem Blazer und schwarzer, fleckiger Hose sitzt da und raucht Filterzigaretten. Auf den Knien liegt aufgeschlagen ein Buch. William Golding, *Herr der Fliegen*. Aber er hat seit mehreren Minuten nicht darin gelesen, und wenn er es versucht, vergehen nur wenige Sekunden, und er blickt wieder auf, starrt auf das Bild an der Wand, ein wettergegerbter Fischer, gemalt von Christian Krohg, und sucht darauf ein Detail, das keiner von uns anderen sieht. »Verflucht, der konnte malen«, sagt er wieder und wieder.

Dann ist da der kaputte Typ mit Muskeln und Tätowierungen. Er will mit einem unserer Aufseher ein Gespräch über das Wetter beginnen. Für mich sind alle Aufseher, auch die junge Frau mit dem weichen und fast wehrlosen Blick, die aussieht, als könnte sie jederzeit ihren weißen Kittel ausziehen und eine Zigarette mit uns rauchen.

Ich rauche Pall Mall mit Filter, breche aber den Filter ab, wie mir Marianne geraten hatte. Ich betrachte die Patienten um mich herum und denke, daß wir alle hier den Wunsch haben, uns zu Tode zu rauchen, leicht und unsichtbar zu werden wie der Rauch, frei wie der Rauch, uns wegzupusten von uns und den Geschichten, die uns herge-